

Jean-Pierre Boyer
Adalberto Barreto

Der Indianer in mir

Adalberto Barretos Weg
zur Terapia Comunitaria

Übersetzt von Peter Brandenburg



Arbor Verlag
Freiburg im Breisgau

© 2016 Jean-Pierre Boyer

© 2016 der deutschen Ausgabe: Arbor Verlag GmbH, Freiburg

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel:

L'INDIEN QUI EST EN MOI. Itinéraire d'un psychiatre brésilien

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2016

© 2016 der Cover-Abbildung: Diane Labombarde/istockphoto.com

Übersetzung: Peter Brandenburg

Lektorat: Lothar Scholl-Röse

Druck und Bindung: Westermann, Zwickau

Hergestellt von mediengenossen.de

Dieses Buch wurde auf 100 Altpapier gedruckt und ist alterungsbeständig.

Weitere Informationen über unser Umweltengagement

finden Sie unter www.arbor-verlag.de/umwelt.

www.arbor-verlag.de

ISBN 978-3-86781-156-9

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen des Übersetzers	7
Vorwort	9
I Ein Baum, eine Frau, ein Pate ...	15
II Canindé, Ort der Adoption	23
III Von Carius nach Pirambú	33
IV Väter und Orientierung	41
V Unmöglich, den Indianer in mir zu vertreiben	57
VI Von der materiellen Zerstörung zum Wiederaufbau der Beziehungen	73

VII	Alle Wege führen nach Rom	81
VIII	Enthüllungen der Ewigen Stadt	101
IX	Von der Psychiatrie zur brasilianischen Kultur	115
X	Der unvermeidliche Weg über Canindé	129
XI	Quatro Varas: von sozialer Ausgrenzung zu Zugehörigkeit	149
XII	Heute und morgen	177
	Nachwort	195
	Glossar	203
	Literatur	207

Vorbemerkungen des Übersetzers

Neben dem Leben Adalberto Barretos werden in diesem Buch auch die Hintergründe der Terapia Comunitaria Integrativa und ihrer Entstehung in der Favela „Quatro Varas“ erzählt. Diese Methode der Gruppenarbeit, die er aus seiner Wahrnehmung der Bedürfnisse der Favelados heraus spontan entwickelt und dann als Methode geformt und beschrieben hat, nimmt in seinem Leben einen breiten Raum ein.

Diese Methode ist inzwischen außer in Brasilien auch in anderen südamerikanischen Ländern verbreitet, und zunehmend auch in Europa in Frankreich, in der Schweiz und in Italien.

Seit der ersten Ausbildung 2010/2011 in Deutschland gibt es sie auch im deutschsprachigen Raum. Aus rechtlichen Gründen, und auch weil die Bedeutung des Wortes „Therapie“ hier dem Umfang nach tendenziell enger als in romanischen Sprachen verstanden wird, wurde für diese Methode die Bezeichnung „Selbststärkende Gemeinschaft“ gewählt.

An den Stellen im Text, an denen vor allem die Methode im Vordergrund steht, spreche ich daher von der „Selbststärkenden

Gemeinschaft“ - im Einklang mit der Bezeichnung der „Terapia Comunitaria Integrativa“ im deutschsprachigen Raum.

Wenn hingegen die regelmäßig stattfindenden Treffen in der Favela gemeint sind, bringe ich das durch die kleingeschriebene „selbststärkende Gemeinschaft“ zum Ausdruck.

Hinweise auf Informationsmöglichkeiten über die Terapia Comunitaria Integrativa sowie über ihre Praxis in Europa und über die Selbststärkende Gemeinschaft im deutschsprachigen Raum finden sich im Anhang, der eine Literaturliste und Links zu den einschlägigen Websites enthält.

P. B.

Vorwort

Eine neue politische Heiligkeit

Eine Reihe lateinamerikanischer Intellektueller sieht sich immer mehr mit einer schrecklichen Herausforderung konfrontiert: Wie können sie ihre kritische Intelligenz in den Dienst der großen Mehrheit der Bevölkerung stellen, die grausame Armut leidet? Normalerweise dienen die Universitäten als „Brutkästen“ für die herrschenden Klassen. Sie bilden die Führer der großen Unternehmen aus, die Anwälte, die ihre Interessen vertreten, die Technokraten, die einmal die hohen Stellen der offiziellen Bürokratie besetzen werden. Die die Schulen des „Pharaos“ besuchen, lernen die Logik der Herrschaft.

Aber seit den 1960er Jahren hat ganz Lateinamerika miterlebt, wie an den Universitäten ein Denken der Rebellion entstanden ist, das gegen das Erbe der sozialen Ausgrenzung protestiert, die die früher kolonisierten und heute neokolonisierten Gesellschaften charakterisiert. Es kämpft für die Befreiung von den Ketten, die uns an die großen Metropolen des Auslandes binden, wo sich

entscheidet, was wir produzieren oder konsumieren, exportieren oder importieren, denken oder nicht denken sollen, und wo sich vor allem die untergeordnete Rolle entscheidet, die wir auf dem Weltmarkt spielen müssen.

Diese Intellektuellen haben eine neue politische und soziale Lesart der lateinamerikanischen Realität geschaffen. Sie haben sich in die Praktiken der Befreiung gestürzt, die vom Engagement in politischen Parteien der Linken bis zu Aktionen der Guerilla und zum bewaffneten Aufstand Ende der 1960er bis zur Mitte der 1970er Jahre reichte. Es gab Gefängnisstrafen, Beschlagnahmungen, Folter und Morde in den Kellern der Organe der nationalen Sicherheitsdienste, die natürlich zugleich die Sicherheitsdienste des Kapitals waren.

Andere waren bestrebt, sich in einem weniger gewaltsamen Befreiungsprozess zu engagieren. Sie begaben sich in die volksnahen Milieus und verlegten sich auf Dialog und Interaktion mit der Kultur der Schutzbedürftigsten und Wehrlosesten und einem Austausch von Wissen – von akademischem Wissen und Wissen des Volkes – mit dem Ziel, ein Freiheitsbewusstsein zu wecken und einen neuen Traum sozialer Demokratie zu entwerfen. In dieser Dynamik haben sich wichtige Teile der Kirchen engagiert. Es entstand eine neue Seelsorge der Befreiung*, die dann die Grundlage der Theologie der Befreiung bildete, des ersten Versuches einer in der Dritten Welt selbst erarbeiteten Theologie.

In diesem Kontext sind Adalbertos Leben und das seines Bruders Ayrton Barreto zu sehen. Sie repräsentieren die neue Tendenz der lateinamerikanischen Intellektuellen. Sie ist volksnah, freiheitlich und demokratisch orientiert und von einer starken Spiritualität geprägt, aus der heraus sie die Begegnung mit Gott

* Praxis der Evangelisation kirchlicher Basisgemeinden, die im Kampf gegen Armut und Marginalisierung Gruppen verschiedener religiöser und spiritueller Richtungen vereinen.

durch die gezeichneten Gesichter der Unterdrückten, der Schwarzen, der Indianer, der Bewohner der Favelas, also der Opfer der herrschenden Ordnung, suchen.

Das vorliegende Buch *Der Indianer in mir* von Adalberto und seinem Freund und Mitarbeiter Jean-Pierre Boyer ist ein biografisches Zeugnis von herausragender Bedeutung für den Weg Tausender Verbündeter des marginalisierten und unterdrückten Volkes, die die Sache der Befreiung konkret verteidigt haben.

Adalberto kommt aus einem volksnahen Milieu. Aber er hat Zugang zu allen Graden kultureller Entwicklung bis hin zu den fortgeschrittensten der Kritik und des Denkens des wissenschaftlichen Europa, ohne jedoch Kontakt zu seinen Ursprüngen zu verlieren oder sie zu verleugnen. In ihm entdecken wir einen Mikrokosmos an Dimensionen, die bei einem Intellektuellen der „Ersten Welt“ schwer zu finden sind. Sein Leben ist eine Bibliothek für sich. Er hat sich an der Theologie gebildet, und von da stammt auch sein Traum von einer Welt, die auf der Würde der Unterdrückten gründet. Er besitzt auch ein Diplom in Anthropologie, er hat die verschiedenen Weltentwürfe kennengelernt, die die Menschen mit der Natur, mit ihren Träumen, mit den anderen und mit dem Göttlichen gewebt haben, die alle gleich respektabel und für Abbildungen und Darstellungen der Welt und ihres Mysteriums konstitutiv sind. Er hat sich in Psychiatrie spezialisiert, wo er die Interaktionen von Krankheit und Heilung, Gesellschaft und Umwelt und die verschiedenen Wege gelernt und studiert hat, die Menschen entdeckt haben, um ihre körperlichen, geistigen und spirituellen Wunden zu heilen.

Aber zu keinem Zeitpunkt hat seine akademische Bildung und Ausbildung ihn seinen Hintergrund als *Caboclo* und als *Sertanejo* vergessen lassen, im Gegenteil. Aus diesen historisch-sozialen Situationen hat er eine Quelle der Lehre, der Befragung anderer Paradigmen, der Verwurzelung seiner menschlichen und kosmischen Realität gemacht. Mit sehr großer Empathie hat er sich in die Schule der Gesundheitsbeterinnen und der Heilerinnen begeben und die jahrhundertealte Weisheit dieser Therapeuten

aus dem Volk gelernt und gewusst, sie an die moderne Wissenschaft anzugliedern. Der *Movimento Integrado de Quatro Varas* in Fortaleza, der die *Farmacias Vivas*, das Haus der Heilung und mehrere andere Orte unter seinem Dach vereint, zeigt die Fruchtbarkeit dieses Laboratoriums therapeutischer Paradigmen zum Nutzen des Volkes, das in seiner Kultur, in seinen Glaubensvorstellungen, in seinen Werten und in seinen Träumen von einer besseren Welt respektiert wird.

Adalberto Barreto hat seine christlichen Wurzeln nicht verraten. Sie haben die mystische Kraft gezeigt, die die Engagements inspirieren, die über jede Logik persönlichen oder eigennützigem Interesses hinausgehen. Wenn es Heilige gibt, die in die Hölle gehen, dann ist Adalberto einer von ihnen. Es geht weder darum, ihn zu kanonisieren noch ihn für die Kirche als große Institution zu reklamieren. Es geht darum, eine andere Art Heiligkeit objektiv anzuerkennen, die in der Geschichte der Kirche so abwesend ist und die man so oft im Fortschreiten und Wandel der Kirchen, der Basisgemeinden, in den Formen sozialer Seelsorge, im Engagement so vieler Laien, Männer und Frauen, antrifft. In Adalberto findet sie einen glücklichen Ausdruck: die politische Heiligkeit. Sie ist es, die aus dem Christentum einen Faktor der politisch-sozialen Befreiung macht. Offen für eine Fülle, die nur im Reich Gottes erlangt wird, beginnt sie in den konfliktvollen Beziehungen der Gesellschaft, verkörpert sich in den armen und bescheidenen Milieus, und achtet aufmerksam darauf, die geringste Lebensregung, die noch der Herrschaft widersteht und ihre Freiheit und ihre Fülle sucht, zu retten und ihr Raum zu verschaffen. Ohne falsches Mitleid ist dieses Buch erbaulich. Es lässt uns glauben, dass im Herzen der Kirchen, der Universitäten, der intellektuellen Kreise nicht alles verloren ist. Alles kann sich artikulieren, um das Leben derer zu verteidigen, die zu einem vorzeitigen Tod verurteilt sind; alles kann für sie und für alle anderen ein Instrument der Freiheit und der Befreiung sein, sofern es in einem *Caboclo*, in einem Akademiker, in einem *Sertanejo*, in

einem gläubigen Anhänger des Paters Cicero und in einem für Christus leidenschaftlich Ergriffenen wie Adalberto ein inneres Feuer, Mitgefühl mit den Wunden des Volkes, Zartgefühl für die Einfachen, heiligen Zorn gegen die sozialen Ungerechtigkeiten und Leidenschaft für das Leben und die Freiheit gibt. Dieses Buch bezeugt, daß alles das auf dem menschlichen und spirituellen Weg eines Psychiaters aus dem Nordosten zu finden ist. Indem er seine Bestimmung mit dem Schicksal der Armen seines Volkes vereint hat, hat er möglich gemacht, daß der Indianer in ihm vollkommen geboren werden konnte.

Leonardo Boff,
Rio de Janeiro,
Am Tag des Festes Allerheiligen 1995

I

Ein Baum, eine Frau, ein Pate ...

Von wo aus geht man die Geschichte einer Person, ein Fragment der Saga einer Familie, einen Moment des Abenteuers eines Volkes am besten an? Wo, wann, wie und mit wem die romanhafte Erzählung eines Mannes auf der Suche nach seiner Identität beginnen?

Ich habe mich dafür entschieden, mit einer Episode der Geschichte meiner Familie zu beginnen, einer Art tiefer Wurzel, die mich an die Erde des Sertão, an die Kultur des Nordostens bindet, die in meinem täglichen Handeln einen Bezugspunkt bildet, der reich an Sinn ist.

Es ist mitten im Sommer des Jahres 1891. Ein Wind der Freiheit, der Emanzipation, der Modernität weht über den reichen Süden Brasiliens. Im Jahr 1888 war von der Prinzessin Isabelle die Sklaverei abgeschafft worden, im folgenden Jahr war die Republik ausgerufen worden. Die ökonomische und industrielle Entwicklung ist in vollem Gang. Sogar das kleine Dorf irgendwo in der *Caatinga Sertaneja*, im Buschwald des Nordostens, die Wiege

der Familie meines Vaters, scheint jetzt von diesen Veränderungen betroffen. Die Hoffnung, in der Stadt oder im von den Bedrohungen der Trockenheit freien Süden eine Arbeit zu finden, hatte manchen schon Mut gemacht wegzugehen.

An diesem Abend entdeckt Maria das Graças den *Juazeiro* oder Baum der *Jua* (ausgesprochen wie „joie“ im Französischen) am Eingang des Dorfes, als sähe sie ihn zum ersten Mal, und nähert sich ihm unbemerkt, um sich vor indiskreten Blicken zu schützen. Dennoch hat sie diesen Baum immer gekannt, den Freund aller, der mit seinem wohltuenden Schatten mittags die Herden und die *Vaqueiros* anzieht, wenn die äquatoriale Sonne im Zenit steht, und der vor dem Angelus der Schauplatz zahlreicher geschäftlicher, familiärer oder kommerzieller Verhandlungen ist. Sie werden von dem Gesang der Vögel übertönt, und das Laub des Baumes wird nach Einbruch der Nacht zum Mitwisser amouröser Bekenntnisse. Sie wartet auf José, den Jungen, den sie liebt, und weiß, dass dieser Tag für immer in ihr Gedächtnis eingegraben sein wird. Sie hat erfahren, dass ihr Vater einen Ehemann für sie gefunden hat, eine gute Partie, einen arbeitsamen, ehrbaren Jungen, der als guter Kerl bekannt ist. Bei dieser Neuigkeit hat sie Entsetzen gepackt: als wäre ihr ganzes Sein vor dieser Gefahr in einen Alarmzustand versetzt. Mit einem starren Blick, wie in ihrem Inneren gespannt und mit den gemessenen Gesten eines Menschen, der von einer Entschlossenheit zu allem ergriffen und bewegt ist, hat sie sich dem großen Baum genähert. Bei dem Kontakt mit seiner rauen Rinde verändert sich ihr Zustand fast schmerzhafter Spannung, indem sie sich wie eingemauert befand. Die vertraute Gegenwart des *Juazeiro* beruhigt sie, und sie betrachtet mit Interesse seine dunkelgrünen, mit Dornen bewehrten Blätter, die die Nester der Vögel und seine gelben Früchte, „Orangen der *Vaqueiros*“ schützen, die so durstlöschend und doch so fade sind. Als sie den Baum so aufmerksam betrachtet, steigen Erinnerungen in ihr auf, als setze der Baum die Spuren, die Zeichen frei, die diese fünfzehn im Dorf verbrachten Jahre hinterlassen hatten. Dieses Sinnen rührt sie an.

Sie weiß schon, dass jetzt eine neue Seite aufgeschlagen wird und dass diese Momente zu den letzten gehören, die sie an diesem Ort verbringen wird. Dann, als sie diesen typischen Baum des Sertão noch einmal anschaut, schöpft sie in ihrem Zustand der Versenkung Kraft und Trost. Sie findet in ihm das Symbol des Widerstandes gegen das Unglück, in ihm, der der einzige Baum des Nordostens ist, der dank seiner sehr tiefen Wurzeln zu jeder Jahreszeit und selbst in der schlimmsten Trockenheit immer grün bleibt. Sie wird diesen Baum zu ihrem Modell machen: Wird sie nicht in ihrem tiefsten Inneren die Ressourcen finden, um sich dem Willen ihres Vaters zu widersetzen und ihr Leben, ihre Wahl, ihre Liebe zu José zu verteidigen? Das, was an diesem Abend des 6. Januar, am Dreikönigsfest, gesagt und entschieden wird, hätte den großen Baum von seinem Wipfel bis zu den Wurzeln erzittern lassen können, wie zur Zeit der Tagundnachtgleichen, wenn der mit Salz und mit Jod beladene Nordwind bläst.

Maria hat ihren Eltern nichts erzählt und auch nichts von ihren Absichten durchblicken lassen. Das hätte keinen Sinn gehabt. Es sind die Väter, die untereinander über die Heirat ihrer Kinder entscheiden und sie arrangieren, wobei sie die Interessen aller berücksichtigen. Maria, für die die Familie in der Tradition des Nordostens ihr fünfzehntes Jahr, nun schon vor sechs Monaten, in einer Pracht gefeiert hat, die der Krönung einer Prinzessin würdig gewesen wäre, soll jetzt den zum Mann nehmen, den ihr Vater für sie ausgesucht hat. Als Älteste von zwölf Brüdern und Schwestern soll sie als Erste verheiratet sein.

Der Tag der Hochzeit war festgesetzt worden. Die Vorbereitungen sind in vollem Gang. Die zwei Familien haben *Violeiros* engagiert, die während des Banketts Gitarre spielen sollen, und zwei Akkordeonspieler für den darauf folgenden Ball. Alle bereiten in der Festtagsstimmung ihre Hochzeitskleider vor. Nur Maria scheint abwesend und ein wenig traurig. Man glaubt, dass sie mit der Herstellung ihres Hochzeitskleides beschäftigt ist, der sich ihre Mutter und ihre Tanten gewidmet haben, oder dass sie

die Vorstellung schmerzt, ihr Dorf und ihre Familie verlassen zu müssen, um bei den zukünftigen Schwiegereltern in einem anderen Dorf weiter im Norden zu leben. Am Abend vor der Hochzeit, während die Männer für den nächsten Tag eine Kuh opfern, machen sich die Frauen in den Küchen zu schaffen, um die Kuchen zu backen und den obligatorischen *Aluá* zuzubereiten, das einheimische Getränk, das bei bedeutenden Anlässen getrunken wird. In der Nacht treffen sich Maria und José zum letzten Mal unter den Zweigen des *Juazeiro*. Jeder trägt ein Bündel mit Nahrung für die Reise und hastig in der Dunkelheit zusammengesuchten Sachen.

Auf dem Weg drehen sie sich ein letztes Mal um, um beim ersten Tageslicht den großen grünen Baum zu sehen, der von kleinen weißen Häusern mit roten Dächern umgeben ist, die in das Grau eines Sommers ohne Regen getaucht sind. Mit seinem Hut in Beige und Rosa mit schmalem Rand des *Vaqueiro* auf dem Kopf und in seinem schönsten Anzug führt José mit ernstem Gesicht und einem Blick, der von dem Glück erhellt ist, das ihn erwartet, den Esel, der „seine Maria“ im Gewand der verheirateten Frau zu einem anderen *Juazeiro* bringen wird. Sie haben nämlich als Ort, an dem sie heiraten und sich niederlassen wollen, die Stadt des Sertão gewählt, die den Namen des Baumes trägt, der ihr Glücksbringer ist.

Als am frühen Morgen das Verschwinden der Braut entdeckt wird, sind die Familie und das Dorf in Aufruhr. Der Pfarrer der Gemeinde, der zukünftige Ehemann begleitet von seinen Eltern sowie die Paten und die Trauzeugen sind jetzt angekommen: „Wir werden einen Tag der Freude nicht in einen Tag des Dramas und der Traurigkeit verwandeln“, entscheidet Marias Vater. Er wendet sich an den Vater des Bräutigams und fügt hinzu: „Ich habe dir versprochen, dass dein Sohn eine meiner Töchter heiraten wird. Meine älteste ist geflohen und wird mein Versprechen nicht ehren. Ich schlage vor, dass Anita, meine Zweite, deinen Jungen heiratet.“

So fand die Hochzeit statt: Anita und ihr Ehemann wurden sehr glücklich und hatten viele Kinder.

Maria das Graças kommt nie mehr in das Dorf zurück und sieht ihre Eltern nie wieder. Mit fünfzehn Jahren hat sie über ihr Leben entschieden und kennt jetzt den Preis ihrer Freiheit, ihrer Emanzipation: sie muss ihrem Dorf, ihrer Familie den Rücken kehren und diesen Teil ihrer Geschichte in der Vergangenheit lassen, um sich der Zukunft zuzuwenden, die sie gewählt hat. Nach ihrer Ankunft in Juazeiro begeben sie sich, noch bevor sie José's Cousin aufsuchen, bei dem sie solange bleiben wollen, bis sie eine Lösung für ihre Situation gefunden haben, zu der Kirche Nossa Senhora do Socorro, treffen den Pater Cicero und bitten ihn, ihren Bund zu besiegeln. Von diesem Priester getraut zu werden, bedeutet für sie eine Verheißung von Glück in der Zukunft. Sie hatten beide viel von diesem legendären Pater gehört, den sie sich ausgesucht hatten, damit er ihnen als Familie diene, sie, die keine mehr hatten, als Ratgeber, als Freund, als Beschützer, kurz als Lehrer oder eine Art Vormund, zu ihrer Unterstützung und um zu wachsen und sich zu entfalten. So wie er sich jetzt ihren Augen präsentiert, hatten sie sich ihn niemals vorgestellt. Nicht dass sie von seinem Auftreten enttäuscht gewesen wären, ganz im Gegenteil, nur sehr überrascht: Man stellt sich bedeutende Männer immer schön, von hoher Gestalt, von aufrechter Körperhaltung und mit einem stolzen Antlitz vor. Das Wesen, das sie gutmütig und mit einem zarten Verständnis empfängt, ist klein und untersetzt. Sein Körper ist kräftig und beleibt, aber nicht fett, und bezeugt in seiner gestopften und häufig geflickten Soutane mit hochgekrempeelten Ärmeln eine ungewöhnliche Kraft und Lebendigkeit. Was die zwei zukünftig Verheirateten am meisten beeindruckt, ist das Gesicht dieses Mannes: Man könnte sagen, wie aus einem Obstbaum geschnitzt, so sehr zeichnen Falten der Freude und der Anstrengungen, die an die wie von Nerven oder Sehnen durchzogene Rinde bestimmter Bäume erinnern, sein sonnengegerbtes Gesicht. Dieser zwischen die Schultern gesetzte Kopf ohne Hals strahlt einen zarten Ausdruck der Fülle aus; der fleischige und genießerische Mund gibt den Worten, die er mit rauer Stimme an sie richtet, Geschmack, Kontur,

Farbe, kurz eine vibrierende Kraft, die sich dem Gesprächspartner anbietet. Was Blick und Hände angeht, hat Maria niemals eine solche Manifestation der Liebe, der Entschlossenheit, der Wärme gefühlt oder sich vorgestellt. Das innere Feuer, das diesen Mann bewohnt, hätte sie sicher beunruhigt, wenn sie es nicht ganz im Dienst einer besonderen Großzügigkeit wahrgenommen hätte.

Ganz ohne Zweifel ist dieser Mann, den sie an Vaters statt, mehr noch, als ihre Familie in einer Person annehmen, ein außergewöhnlicher Mensch, ein „lebender Heiliger“, wie ihn die Leute im Dorf und im ganzen Nordosten nennen.

Tatsächlich gilt der Pater Cicero Romão Batista, den das Volk noch heute *Padim* oder „Padrinho“ Ciço (den Paten Ciço) nennt, als der heilige Beschützer der Schwachen und Unterdrückten, als der Pate der Armen des Nordostens. Als lebender Mythos ist er in Brasilien so bekannt wie der berühmte *Cangaceiro* Lampion, für den er der moralische und spirituelle Bezugspunkt war. Auch er bleibt im kollektiven Denken als ein wahrhafter *Cangaceiro*, der mit seinem Glauben und seiner Zähigkeit als einzigen Waffen kämpfte, ein Symbol des Widerstandes des Volkes gegen die Mächte des Geldes der großen *Fazendas* und die politischen oder religiösen Autoritäten. Er wurde berühmt durch den Konflikt mit dem Bischof von Fortaleza ein paar Jahre zuvor, der aus ihm einen wahren Helden machte, dem Wunderheilungen zugeschrieben wurden und der ein Ziel von Wallfahrten wurde.

Es passierte während des sonntäglichen Hochamtes, im Augenblick der Kommunion. Eine seiner Gläubigen, Béata Mocinha, sah, so wie alle anwesenden Personen, Blut von der Hostie fließen, die der Padre ihr gerade gegeben hatte. Alle nannten es ein Wunder, zumal man an den folgenden Sonntagen dasselbe Phänomen miterlebte. Die Neuigkeit erschütterte das Land wie ein Erdbeben. Neugierige, Gelehrte, Journalisten strömten von überallher und mischten sich unter die Gläubigen, um Zeuge des göttlichen Eingreifens zu sein. Angesichts dieser Ereignisse, die aus Juazeiro, dem Ort, an dem das Blut Christi aufgefangen worden war, einen

Ort des Wunders machten, verlangten die kirchlichen Autoritäten von dem Pater zu erklären, dass es sich um eine Täuschung handele. Ihr Argument war, dass es unmöglich sei, dass das Blut Christi für Analphabeten des platten Landes vergossen würde. Als er sich weigerte zu gehorchen, wurde er suspendiert und unter den Bann der Kirche gestellt. Seitdem gewannen in den Augen des Volkes alle seine Handlungen an Bedeutsamkeit: Er war sein Repräsentant, sein Ausdruck und zugleich sein Vorbild.

Die Legende und die zahlreichen Gesänge der Pilger, die ihm gewidmet sind, berichten von seinen vielen Wundern und von allem Guten, was er für das Volk getan hat. Man sagt sogar, dass der Padrinho immer noch lebt und sich nur eine Weile von Juazeiro entfernt hat.

Kommen wir zu Maria und José zurück. Am Ende ihrer ersten Begegnung gibt ihnen Padim Ciço seinen Segen, indem er ihnen mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn zeichnet. Er wird sie am übernächsten Tag trauen, mit dem Küster und Josés Vetter als Zeugen. Aus dieser Verbindung werden drei Kinder hervorgehen: João, Pedro und Maria. Ein Jahr nach der Geburt ihrer kleinen Maria wird José Opfer eines schweren Unfalls in der Baumwollkooperative, in der er seit seiner Ankunft in Juazeiro arbeitet. Er stirbt ein paar Tage später an seinen Verletzungen und lässt Maria das Graças, seine Frau, allein und ratlos mit drei Kindern zurück. Eine schreckliche Dürre herrscht. Es ist unmöglich, eine Anstellung zu finden. Am Ende ihrer Mittel, verzweifelt und von ihren Kindern begleitet geht sie zu Pater Cicero, um ihn um Rat zu fragen. Nachdem sie ihm vom Tod Josés und ihren Schwierigkeiten, ihre Familie weiter zu ernähren, erzählt hat, drückt sie ihren Wunsch aus, nach Canindé zu gehen, dem Wallfahrtsort, der dem Heiligen Franziskus geweiht ist und der, wie man sagt, die armen Leute aufnimmt. Allein die Gegenwart des Padre hat sie schon gestärkt. Er nähert sich den Kindern, schaut sie lange an, nimmt die kleine Maria auf den Arm und spricht mit seiner zugleich warmen und rauen Stimme zu ihrer Mutter: „Maria, du bist stark und mutig,

aber was in dir schön ist und was mich vom ersten Moment an beeindruckt hat, als ich dich mit deinem José gesehen habe, das ist die wilde Entschlossenheit, die du in dir hast, das zu verteidigen, was in deinen Augen Wert hat. Geh hin, zieh mit deinen Jungen los. Ich mache mir keine Sorgen um euch. In Canindé wirst du glücklich sein und deine Familie wird dort Wurzeln schlagen.“ Dann legt er sanft seine Hand auf den Kopf der Kleinen und fügt hinzu: „Diese hier, die Jungfrau Maria braucht sie im Paradies. Wundere dich nicht, wenn sie dich noch vor deiner Abreise verlässt.“

Die Vorhersagen des *Padim* werden wahr: Die kleine Maria wird am Tag nach ihrer Begegnung von Fieber und Krämpfen ergriffen und stirbt, ohne dass irgendetwas ausgerichtet kann. Ein paar Tage später lässt sich die Familie Barreto, ganz in Trauer, in Canindé in dem Hotel nieder, in dem Maria, kaum angekommen, Arbeit findet. Die Jahre vergehen, die Jungen werden groß. João ist jetzt achtzehn Jahre alt. Er teilt seiner Mutter sein Vorhaben mit, wegzugehen, um in Amazonien sein Glück zu suchen – zu der Zeit ein Traum vieler junger Leute: Man spricht viel von Kautschuk und Goldminen unter freiem Himmel. Er bleibt zwei Jahre dort, zwei Jahre eines Albtraums von quälender Arbeit, Krankheiten, Fieber, Gewalt und ohne Aussicht, eine Partnerin zu finden, um eine Familie zu gründen. Als er zurückkommt, begegnet er Sinha, die er ein paar Monate später heiratet. João und Sinha werden sechs Kinder haben, das zweite wird Hercilio heißen, mein Vater.

Diese Geschichte ist mir in meiner Kindheit sehr oft erzählt worden. Sie ist für mich wie für meine ganze Familie eine Legende, ein Mythos, eine Art Bezugspunkt der Kultur meiner Familie. Ein Barreto zu sein, bedeutet alles in allem, aus diesem besonderen Stoff zu sein, der den *Padim*, den *Juazeiro* und meine Urgroßmutter charakterisiert: einer, der dem Zugriff der Umwelt widersteht, zäh, ja sogar stur macht, um ohne schwach zu werden ihr Volk und ihre Freiheit zu verteidigen, wie Krieger, deren Waffen allein ihre Werte sind.

II

Canindé, Ort der Adoption

Seit einem Jahr sind Isa und Hercilio verheiratet und wohnen in diesem kleinen weißen Haus am Ortseingang von Canindé, dem ersten, auf das man stößt, wenn man den fast immer trockenen Fluss überquert hat, der die Stadt umfließt. Ein Jahr sind sie jetzt schon verheiratet. Ein paar Wochen nach der Hochzeit erwartet Isa, wie es im Sertão Tradition ist, ihr erstes Kind. Sie hat errechnet, dass es noch vor ihrem neunzehnten Geburtstag zur Welt kommen wird. Die Schwangerschaft verläuft ohne Probleme. Es ist für sie eine Zeit großen Glücks, und sie ist damit beschäftigt, ihr kleines Haus hübsch herzurichten, Jäckchen für das Baby zu stricken und auch zu diesem Kind hinzuträumen, das geboren werden wird, zu Vornamen, zu Pate und Patin, die sie aussuchen wollen ... alles in allem eine Zeit, in der sie sich in Ahnungen und Tagträumen darauf vorbereitet, Mutter zu sein. Mit der Hilfe ihrer Mutter und der Nachbarin Lucia, einer *Rezadeira*, die bei der Gelegenheit als Hebamme fungiert, bringt sie einen Jungen mit

Namen Absallam zur Welt, ein schönes Baby, lebendig, gesund, das die schwarzen Haare seines Vaters hat. Fünf Tage nach seiner Geburt wird das Baby von Koliken ergriffen. Trotz der Anstrengungen aller, trotz der Gebete der Familie, der rituellen Gebärden Lucias und auch der Medikamente, die ihm in der Klinik gegeben werden, in die Hercilio es nach drei Tagen der Diarrhoe und unaufhörlichen Schreiens zu bringen beschließt, stirbt ihr Kind an akuter Dehydration wie viele kleine Kinder im Nordosten. Von der Unabwendbarkeit des Schicksals wird nicht viel Aufhebens gemacht.

Isa und Hercilio verstehen nicht, warum Gott sie auf eine so harte Probe stellt. Im ersten Augenblick glaubt Isa verrückt zu werden, so sehr fühlt sie sich von Schmerz, Aufbegehren und Hass angesichts der kargen Natur des Sertão und der Ungerechtigkeit erfüllt, die sie schlägt. Ohne ihren Glauben und die Hilfe ihres Mannes hätte sie ihr Unglück nicht überlebt.

Zehn Tage ist ihr Sohn nun begraben. Isa hat wieder die Gewohnheit aufgenommen, sich kurz vor Einbruch der Dämmerung vor das Haus zu setzen und auf ihren Ehemann zu warten, in dem Moment, in dem Sonne und Wind müde werden, einen ganzen Tag lang die Erde, die Haut und den Mund der Menschen getrocknet zu haben und ein wenig Atempause lassen, um vor der Nacht Luft zu holen.

An diesem Abend ist Hercilio früher als gewöhnlich von seiner Arbeit beim Nationalen Dienst für Wasserversorgung nach Hause gekommen, so unruhig ist er wegen seiner Frau, die ihrer Verzweiflung ausgeliefert ist und den Appetit verliert und kaum noch schläft. Beide profitieren schweigend von diesem Moment der Windstille. Sie sitzt auf einem mit Schnur bespannten Hocker vor der Tür, er stützt sich leicht auf eine Hängematte, die vor dem Fenster hängt, schaukelt dabei und kaut an seinem Schnurrbart, beide vertieft in ihre Gedanken. Sie schauen sich einen Moment an und suchen im Gesicht des geliebten Wesens nach einem Zeichen, einem Trost: Isa empfindet eine tiefe, von Verzweiflung gefärbte